

Kleine kongolesische Mütter

Autor(en): **Perret, Henri**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **73 (1964)**

Heft 6

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-974922>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Brüderlichkeit zu trösten versucht und hört, dass diese schon die Schuld für ihre dunkle Hautfarbe auf sich genommen haben? Was soll er tun, wenn ihn die Schwarzen ganz ehrlich um seine weisse Haut beneiden, die ihn an jeder nur allzu sichtbaren Machtfülle der weissen Welt teilhaben lässt? Dass es so ist, wird an einer Geschichte deutlich, die ich bei den Aschanti in Ghana hörte:

«Gott schuf am Anfang der Welt drei schwarze und drei weisse Männer und ebenso viele Frauen. Er beschloss, sie selber das Gute oder Böse wählen zu lassen, um zu verhindern, dass sie sich später bei ihm beschwerten. Er legte eine grosse, schwere Truhe und eine verschnürte Schriftrolle vor sie hin und ersuchte die zwei Gruppen, das eine oder das andere zu wählen. Zuerst durften die schwarzen Männer sich entscheiden und griffen gierig nach der Tuhe. Darin fanden sie Gold, Silber und andere Metalle, die ihnen noch nicht bekannt waren. Die Weissen öffneten das ihnen verbliebene Schriftstück, das ihnen alles sagte, so dass sie weise wurden. Gott liess die Schwarzen im Wald zurück und führte die Weissen an den Meeresstrand. Dort zeigte er ihnen, wie man ein Schiff baut. Und darin segelten die weissen Leute übers Meer in ein fernes Land. Viel, viel später kehrten sie zurück und brachten allerlei wunderbare Güter mit. Sie tauschten diese gegen Gold, Silber und andere Dinge, die sie bei den Schwarzen fanden, die ebensogut das erste Volk der Welt hätten sein können.»

Es fehlte aber auch nicht an Versuchen, die Neger mit etwas positiveren Erklärungen zu trösten.

In Moçambique besuchte ich ein Spital, in dem gerade ein halbes Dutzend schwarzer Babies geboren

war. Schwarz ist nicht genau gesagt. Sie waren noch dunkelrot. Eine schwarze Krankenschwester sah mein Erstaunen und erklärte mir, aus tiefster Ueberzeugung, wie mir schien: «Alle Menschen waren einmal weiss. Diejenigen, die unter der heissen Sonne Afrikas geboren wurden, dunkelten rasch nach, wenn sie ans Sonnenlicht gelangten. Da sich dies während vieler Jahrtausende wiederholte, wurde die schwarze Haut vererbt. Wenn ihr Weissen einmal einige Dutzend Generationen in Afrika zählen werdet, wird es mehr und mehr ‚schwarze Weisse‘ geben!»

Afrikanische Naturmenschen bringen Abnormitäten aller Art gerne mit Himmel und Geisterwelt, mit Göttern und Dämonen in Verbindung, so dass eben auch die seltsamen durchsichtigen Wesen, die vor Jahrhunderten plötzlich auf dem dunklen Kontinent auftauchten, metaphysisch erklärt werden mussten. Unsere über- und unterirdische Herkunft hängt uns heute an. Wir sind gezwungen, unsere göttliche — oder dämonische — Rolle auf der afrikanischen Bühne weiterzuspielen, ob uns dies gefällt oder nicht!

Die eigentlich unbewusste Einstellung zur Frage der Körperfarbe wird bei den Negern ähnlich wie bei uns selber durch den symbolischen Wert von schwarz und weiss, hell und dunkel beeinflusst. Schwarz, dunkel ist die Nacht, weiss, hell der Tag. Hell ist die Sonne, und dunkel ist die Welt der Geister. Weiss sind die Umwurfächer, wenn sie sauber oder neu sind; grau und schwarz werden sie im Gebrauch und wenn sie schmutzen. Weiss sind gesunde Zähne, dunkel die fauligen und altersschwachen. Gibt es Abwehrmittel gegen das erdrückende Gewicht solcher Farben- und Lichtsymbolik?

KLEINE KONGOLESISCHE MÜTTER

Skizzen von einem Besuch im Kintambospital

Von Dr. Henri Perret

Ich möchte Ihnen eine kongolesische Mutter vorstellen, die ins Kintambospital von Léopoldville, der grossen Stadt am Kongofluss, gekommen ist, um ihr Kind untersuchen zu lassen. Sie trägt es auf dem Rücken in einer Art Beutel, der aus einem Teil ihres Ueberkleides gebildet und über dem Leib geknotet wird. Das Kleine schmiegt sich so fest an die Mutter, dass jede ihrer Bewegungen wie ein sanftes Wiegen ist. Es schläft friedlich, warm und geborgen.

Die kongolesische Mutter verlässt ihr Kind nie. Das ist der Grund, warum die Kinderabteilungen in allen Spitälern von Frauen bevölkert sind, die am Bett ihrer kleinen Kranken leben. Die Mutter beruhigt ihr Kleines, pflegt es, gibt ihm zu essen, hält es sauber, legt es nieder und bringt es zum Einschlummern.

Wenn die «Mundélé», die Weissen, kommen, legt sie es auf den Tisch zur Untersuchung und spricht ihm zu, während der Arzt sich mit ihm beschäftigt.

Fortsetzung Seite 25

*

Bei meinen Besuchen in den Pavillons des Kintambospitals habe ich nie einen Schrei gehört, nie eine ärgerliche Mutter gesehen, nie einen üblen Geruch bemerkt. Die kongolesischen Mütter, diese einfachen, sanften und besorgten Frauen, putzen willig den Saal und zeigen sich immer freundlich und zuvorkommend. Sie sind als Krankenwärterinnen unentbehrlich. Sie helfen sich gegenseitig bei der Pflege ihrer Kinder, teilen das Essen aus und sorgen für Ordnung. Wenn ihnen ein wenig freie Zeit bleibt, setzen sie sich auf den blossen Boden und finden grösstes Vergnügen daran, sich frisieren zu lassen. Sie sind sehr jung, diese kleinen schwarzen Mütter! Eine von ihnen erweist sich als besonders geschickt, sie versteht es, kunstvolle Frisuren zu formen, zum Beispiel so, dass dünne Zöpfchen bolzgerade wie Stacheln aus einem Wollknäuel herausstehen oder aber schachbrettartige Muster sich bilden. An den Teilungsstellen erscheint dann, in sich kreuzenden Linien, die Kopfhaut, die gleich den Handflächen und Fusssohlen in zartem Rosa von der übrigen schwarzen Haut absticht.

Doch kehren wir zu den unentbehrlichen Krankenwärterinnen zurück! Manchmal werden sie vom Vater oder von der Grossmutter begleitet, die, wenn es nötig ist, die Mutter bei der Pflege ablösen. Einer der anwesenden Kongolesen sprach französisch und erklärte uns, dass er frei genommen habe, um sein Kind zu besuchen und in der Nähe des kleinen Patienten zu sein. Er blieb an der Seite von Frau und Kind, stets bereit, sie zu schützen. Dieses Gefühl vorbehaltloser Zusammengehörigkeit verwirrt uns und erfüllt uns zugleich mit Bewunderung.

Woran leiden die kleinen Kongolesen?

Wir können verschiedene Krankheiten feststellen, die oft so hartnäckig sind, dass sie jeder Behandlung trotzen. Besonders bedrückend ist es, wenn es sich dabei um Krankheiten handelt, die man leicht hätte vermeiden können.

Zahlreiche Kinder leiden an «Kwashiorok», das heisst an Unterernährung aus Mangel an Proteinen und Kalorien. Solange die Mutter ihr Kind stillt, geht alles gut. Später gibt man den Kleinen das gleiche Essen wie den Erwachsenen; denn in Afrika kennt man den Schoppen nicht, und Pulvermilch ist rar und teuer. Die Kost der Erwachsenen reicht für die Bedürfnisse des Babys nicht aus. Es wird krank, und man bringt es schliesslich ins Spital, wo es reichere und kräftigere Nahrung erhält. Manchmal aber ist es zu spät, und das Kind kann nicht mehr gerettet werden.

Für die andere Geissel sind die Zauberer verantwortlich. Sie schneiden den hungernden Kindern die Haut auf, um das Wasser aus den Geweben abfliessen zu lassen und pfuschen mit Salben und Pflastern, die Verbrennungen und Vergiftungen hervorrufen. Die armen kleinen Patienten werden dann eines Tages als ein in Lumpen gewickeltes Häufchen Elend ins Spital gebracht und sterben dort nach kurzer Zeit. Dank der hygienischen Aufklärung verlieren jedoch die Mediziner zum Glück mehr und mehr an Macht.

Auch eine erbliche Blutkrankheit, bei der es vieler Transfusionen bedarf, ist häufig anzutreffen. Desgleichen die Masern, die nur zu oft Opfer fordern. Diese Krankheit, die bei uns durch die typischen roten Bläschen sofort feststellbar ist, lässt sich bei den Negern schwierig erkennen; denn die Bläschen sind schwarz und kaum sichtbar. Das Kind ist schwerkrank und stirbt oft an Bronchopneumonie.

Endlich tragen auch innere Krankheiten, Verwurmung und Tropenkrankheiten mit Schuld an der hohen Kindersterblichkeit.

Viele Kinder haben einen «spitzen» Nabelbruch. Die Mutter hat durch Zupfen an der Nabelschnur diesen als Schönheitszeichen geltenden Nabelbruch verursacht. Oft trägt auch sie ein solches Schönheitszeichen.

In einem Wöchnerinnensaal sah ich eine Frau auf dem Bett sitzen und unerlaubterweise rauchen. Um den verräterischen Rauch zu verbergen, nahm sie die Zigarette mit dem glühenden Ende in den Mund!

*

Die Kongolesin, der man in der Stadt begegnet, hat eine stolze, hoheitsvolle Haltung. Die schweren Lasten, die sie auf dem Kopf zu tragen gewohnt ist, haben ihrem Nacken die Straffheit gegeben, die ihm auch dann eigen ist, wenn sie ohne Last einhergeht.

Trotz der oft groben und wenig ausdrucksvollen Züge wirken die Kongolesinnen sehr fraulich und kokett. Ihre bunten Gewänder lassen meist eine Schulter unbedeckt, ihre seidenen Schals sind von Gold- oder Silberfäden durchzogen. Sie zeigen ein natürliches und zurückhaltendes Benehmen. Sie lächeln selten und kauern meist irgendwo auf dem Boden.

*

Aber jetzt an die Arbeit! Ein Kind schreit, die Mutter setzt sich neben das Negerlein und lächelt, dass das Weiss der Zähne blitzt. Das Kind ruft «Botté», was «Guten Tag» oder «Auf Wiedersehen» bedeuten kann, es winkt mit den Händchen und zieht flink den rosigen Fuss zurück, den man im Vorübergehen streicheln wollte.

*

In diesem weitläufigen Kintambospital mit seinen 600 Betten arbeitet die schweizerische medizinische Equipe seit 1960, als die unabhängige Republik Kongo proklamiert wurde.

Wir haben nicht nur wertvolle Erfahrungen menschlicher und beruflicher Art gesammelt, sondern auch Hilfe erteilt, die Bevölkerung gepflegt und dazu beigetragen, dass die zehn blauweissen Pavillons des Kintambospitals zu einer wahren Oase der Menschlichkeit wurden. Dieses grosse Spital in Léopoldville, das wir fast als das unsrige betrachten dürfen, ist ein Freundschaftsband zwischen der Republik Kongo und dem Schweizerischen Roten Kreuz.